

# Wir sind längst angekommen!

Alle reden über den «Migrationshintergrund» und vergessen dabei, was eigentlich im Vordergrund steht. In diesem Sinne plädiert Hilal Sezgin in ihrem Essay für mehr Selbstverständlichkeit.

Bis vor wenigen Jahren war ich einfach nur Deutsche. Seit neuestem habe ich «Migrationshintergrund». Früher konnte ich bei Rot über die Ampel gehen, und keiner, der nicht gerade ein Kind zu erziehen suchte, hätte sich etwas dabei gedacht. Wenn ich heute bei Rot losmarschiere (weit und breit weder Kind noch Auto in Sicht), kann es passieren, dass ein Kollege scherzt und rügt: «Na, hör mal, wir sind hier nicht in Istanbul!»

## Verpflichtungen

Neulich sollte ich einen Kommentar über die Türkei und Europa schreiben. Es fiel mir nicht leicht. Für mich persönlich bedeutet die EU nämlich nichts absolut Erstrebenswertes. Wenn ich an die EU denke, muss ich an Einfuhrzölle denken, die die wohlhabenden Länder der Nordhalbkugel bevorzugen, an Verzögerungen beim Schuldenerlass und an Leichen, die vor Spaniens Küsten treiben. So geht das aber nicht, wenn man Migrationshintergrund hat und dieser türkisch ist: Man muss eine «türkisch» gefärbte Meinung zum EU-Beitritt haben, die noch dazu dem in Deutschland vorherrschenden Bild der EU schmeichelt: EU ist klasse, «wir» wollen hinein. An diese und weitere Verpflichtungen, die ein Migrationshintergrund mit sich bringt, muss man sich erst gewöhnen. Nun ist ja die Mig-

ration meines Vaters, ein volles Jahrzehnt vor meiner Geburt, nicht plötzlich über mich gekommen, insofern hatte ich den Hintergrund schon vorher. Aber wie es sich für einen Hintergrund gehört, blieb er eben dort und war nicht ständig präsent. Das Wort selbst gab es noch lange nicht.

Bevor sich jetzt die Feinde der Political Correctness die Hände reiben: Gegen das Wort als solches ist nichts zu sagen. Einen Migrationshintergrund zu besitzen, ist deutlich angenehmer, als gehänselt zu werden, dass man ein Gastarbeiterkind sei. Was ich nie war. Was ich aber während meiner Schulzeit, in den siebziger Jahren, hin und wieder zu hören bekam: Kümmeltürke, Knoblauchfresser. Vielleicht deshalb wurde Knoblauch in meiner Familie weiträumig gemieden. Dennoch wurde ich den Knoblauchgeruch, den meine Mitschüler wahrzunehmen meinten, erst los, als ich aufs Gymnasium kam. An der Uni war dann auch mit Kümmel Schluss. Schliesslich der Eintritt in die Berufstätigkeit: Alles Gewürz war Vergangenheit. Denn das Gastarbeiterische hatte etwas mit Klassen zu tun, mit Mangel an Bildung, mit der Unsicherheit, welche Gabel man zu benutzen hat, wenn im Restaurant ein glibberiges Quadrat serviert wird, das sich «Seeteufel in Aspik» nennt. Das Gastarbeiterische konnte man abstreifen, indem man die Leiter der Leistungsgesellschaft hochkletterte. Kletter, kletter, wie es sich für Deutsche gehört, und plötzlich: Achtung, eine Durchsage für Zwischengeschoß Nummer drei, aufgrund aktueller Vorkommnisse haben wir den Parcours geändert, willkommen auf der Ebene Migrationshintergrund.

## Vom Gastarbeiter zum Migrationshintergründer

Migrationshintergrund haben, so betrachtet, eigentlich alle Leute, denn wir alle leben vor dem jahrhundertealten Hintergrund ständiger Migration. Als Einheimischer sieht man sich bloss nicht so. Auch ist zu bezweifeln, dass man bei einem aus den USA stammenden Biochemiker oder einem französischen

Kleinunternehmer von einem Migrationshintergrund spricht. Im täglichen Sprachgebrauch wird der Hintergrund der Migration doch viel häufiger ein ungünstiger, ein ungebildeter, südlicher, archaischer, beinah schon barbarischer, kurz und gut, ein islamischer Hintergrund sein. Von der Unterschicht zur Religionsgemeinschaft: Wer gestern ein türkischer «Gastarbeiter» war, wird heute als «Muslim» adressiert. Gleichzeitig wird der Islam in Deutschland immer häufiger mit etwas potenziell Gewalttätigem in Zusammenhang gebracht. Und das, obwohl wir braven Muslime wie verrückt versuchen, unserer Umgebung das Gute an dieser Religion zu erklären, selbst wenn wir selbst gar nicht (mehr) glauben! Auch von deutschen Autoren wurden selten mehr aufklärerische Bücher zum Thema Islam geschrieben, und selten waren die Ressentiments stärker als heute. So gar als die Türken ihr Lager vor Wien verliessen, stürzten sich die Wiener begeistert auf die Hinterlassenschaften, bestaunten Blumen und Papageien, teilten Zelte und kostbare Stoffe unter sich auf. Janitscharische Militärmusik, «türkische» Theaterstücke, Turbane kamen in Mode; drei Mal liess sich Madame de Pompadour als Sultansfrau porträtieren, und Jane Austen trug eine «mameluckische» Mütze mit Halbmond, der eine Feder hielt. Und heute? Ein einziges Kopftuch reicht aus, Behörden zu alarmieren. Auf der Strasse, in den Wohnzimmern verhält es sich nicht anders. Laut einer Untersuchung des Instituts für interdisziplinäre Friedens- und Konfliktforschung verneinen drei Viertel aller Befragten die Aussage «Die muslimische Kultur passt durchaus in unsere westliche Welt». Das Allensbach-Institut stellte die Bürger des Berliner Bezirks Pankow vor ein Gedankenexperiment: «Einmal angenommen, in einer deutschen Grossstadt soll in einem Stadtviertel eine Moschee gebaut werden. Die Behörden haben dem Bau zugestimmt, aber die Bevölkerung in dem Stadtviertel ist dagegen. Wie ist Ihre Meinung: Sollte man die Moschee bauen, auch wenn die Bevölkerung dagegen ist, oder sollte man auf den Bau verzichten?» Drei Viertel meinten, man solle darauf verzichten. Erschreckend? Ja. Und nein: Die Antwortenden haben ja Recht gehabt! Wenn nur die Behörden, nicht aber die Bevölkerung eine Moschee bauen wollen, kann man es auch bleiben lassen. Aber: Sind wir hier lebenden Muslime etwa kein Teil der Bevölkerung? Soll nur die Mehrheit entscheiden?

Der Antagonismus zwischen «uns» und «ihnen» gewinnt an Fahrt; mit Aufklärungsarbeit allein lässt er sich nicht bremsen. Noch mehr Informationen zum Koran, noch mehr Beteuerungen, dass nicht nur das Christentum eine Religion des Friedens sei. Könnte man nicht, schlug neulich der Zuhörer einer Podiumsdiskussion vor, in der Zeitung unten rechts ein Kästchen einrichten, in dem jeden Tag ein, zwei Sätze Positives über den islamischen Kulturraum berichteten? Alles, bloss das nicht!

*Hilal Sezgin ist studierte Philosophin und schreibt für diverse deutsche Zeitungen. Sie hat mehrere Bücher, unter anderem zur «wirklichen Wirklichkeit» der neuen türkischen Generation in Deutschland publiziert.*

## **Nous sommes arrivés il y a bien longtemps!**

*Dans son essai, Hila Sezgin éclaire le concept à la mode de «contexte migratoire». Elle relève de manière critique – mais sans toutefois rejeter totalement cette notion – que la nouvelle désignation de «personnes issues d'un contexte migratoire» s'applique essentiellement à ces personnes que l'on regroupait autrefois sous le terme de «travailleurs migrants». Pourtant, il devrait moins être question d'attribuer des étiquettes que de prendre tout simplement ce qui va de soi.*

Nichts würde den Eindruck, dass es sich bei den «Fremdlingen» um «Barbaren» handelt, besser bestätigen als Sätze wie «Im Koran gibt es zahlreiche Verse, die den Frauen viele Rechte zubilligen. Und immer wieder hat der Prophet Mohammed für Gewaltlosigkeit zwischen Eheleuten plädiert.» (Vor jedermanns innerem Auge erstünde eine lange Reihe misshandelter Orientalinnen, denen der Koran zwar viele, aber eben nicht gleiche Rechte zubillige.)

Heute, hier, in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, ist es das Motiv des «Fremdlings» selbst, das uns Migrationshintergründern das Leben schwer macht. Nach dem Prinzip des Fremdlings werden die einen schulischen Gewalttäter von den anderen geschieden, sind die einen, nicht aber die anderen von Ausweisung bedroht; der Fremdling muss arbeiten, um sich Brot und Aufenthalt erst zu verdienen, und als fremd wird er angesehen, auch wenn die Lebenszeit voll harter Arbeit hinter ihm liegt.

## **Mehr Selbstverständlichkeit**

Im allgemeinen Morast der Debatte um Integration und Parallelgesellschaft versinkt der einzelne Mensch, ist nur als potenzieller Härtefall sichtbar, wird sein individuelles Ringen um Liebe, Gesundheit, Aufrichtigkeit und Frohsinn zu Schall und Rauch. Woran es am meisten mangelt, ist nicht Information, sondern Selbstverständlichkeit. Gegenseitige Vertrautheit. Nicht Migrations-, sondern Lebenshintergrund. All dies herzustellen, ist auch eine Aufgabe derer, die heute schreiben. Ob Reportage, Erzählung oder Roman, ob wahr oder erfunden, autobiografisch oder abgelauscht: Lasst uns Geschichten erzählen. Über die sommerlich-staubigen Strassen von Berlin und Istanbul, über Kühlschränke voll hartgekochter Ostereier und über Melonengärten, über verschwitzte Freundschaften zwischen Kaugummi kauenden Mädchen und geheimnisvolle Vorfälle bei den Kimbern Nordjütlands und über Begegnungen einer muslimischen Vegetarierin mit ihrem ersten Seeteufel in Aspik.